

Anja Rützel

# SCHLAFENDE HUNDE

Berühmte Menschen  
und ihre Haustiere –  
zehn Liebesgeschichten

*Mit Illustrationen  
der Autorin*

Kiepenheuer & Witsch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der  
*Verlag Kiepenheuer & Witsch* zu einer nachhaltigen  
Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren  
Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören  
zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen  
wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die  
den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des  
CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:

[www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2021

© 2020, 2021 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln  
Unter diesem Titel erschien zuvor ein Erzählungsband von  
Marko Martin. Wir danken der Anderen Bibliothek für die  
freundliche Genehmigung der weiteren Verwendung.  
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in  
irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein  
anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des  
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer  
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln  
Umschlagmotive und Illustrationen im Innenteil: © Anja Rützel  
Gesetzt aus der Adobe Caslon und der Smallville  
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-462-00185-3



# EINLEITUNG

Der Taxifahrer knapste sich ein paar brummelige Konsonanten ab, auf ein vernünftiges Hallo hatte er keine Lust. Ich setzte mich neben ihn, weil ich meinen Hund Juri dabei hatte, der sich im Taxi am liebsten im Beifahrerfußraum zusammenkringelt – ich glaube, er mag es, nah am beruhigenden Motorengebrumm zu liegen. Im Radio lief etwas Klassisches, der grollige Taxifahrer drehte direkt lauter, die international verständliche Taxifahrergeste für: Bitte belästige mich nicht mit Small Talk.

Juri schien das Geklimpere zu gefallen, er löste sich wieder aus seiner Donut-

# JURI

Position, legte den Kopf in der Mittelkonsole vor dem Taxameter ab und schaute den Taxifahrer an. Er tat das schon etwa fünf Minuten lang, als der Taxifahrer doch etwas sagte: »Das ist ein lieber Hund.« Und dann fragte er sogar etwas und riskierte, dass ich antwortete: »Wie heißt er?« – »Juri«, sagte ich, und der Taxifahrer lachte bärenhaft dröhnend los. »Juri, wirklich Juri?«, fragte er, donnerlachte weiter und erzählte mir, dass er Sergej heiße und aus Sibirien komme und es wirklich, wirklich abwegig sei, einen Hund Juri zu nennen. Er kraulte dem Hund die Ohren, kramte sein Handy heraus, um ihn zu fotografieren – für seine Frau, sagte er –, und sprach Juri immer wieder mit seinem Namen an, und in allen Variationen, die die russische Sprache dafür so hergab.

Als wir schließlich nach einer halben Stunde in die breite Allee einfuhren, in der Juri und ich wohnen, war die Stimmung ausgelassen, knapp vor Musical, und der Taxifahrer und ich waren beste Freunde. »Juri! Jurik! Juritschka!«, rief er immer wieder aus dem heruntergekurbelten Fenster, das Klassikradio brauste etwas adäquat Überschwängliches, es war mein schönster Menschenkontakt seit einiger Zeit. Denn Juri hatte in Sergej etwas angeknipst, an das weder ich

noch das Klassikradio hätten herankommen können, vielleicht nicht einmal Sergej selbst.

Hunde zeigen, wer wir wirklich sind. Sie erschnüffeln in uns die Dinge, die wir vielleicht selbst nicht über uns wissen, sie apportieren Verdrängtes und Verstecktes. In der prosaischen Praxis kann das die vergessene Unterhose sein, die der Hund unter dem Sofa hervorzerrt und paradierend durchs Bild trägt, wenn gerade Besuch da ist. Im abstrakteren Sinn zeigen sie – wie ein Jagdhund, der mit einem höflichen Pfotenheber auf mögliche Beute hinweist – auf Wesenszüge und Eigenheiten, die sonst verborgen blieben, weil wir uns unseren Hunden gegenüber so unverstellt zeigen, wie wir es bei Menschen nie wagen würden.

Genau das macht es so interessant, berühmte Menschen über ihre Hunde neu kennenzulernen. Wir sehen Sissi, die zu Unrecht verkitschte Kaiserin, etwas anders, wenn wir wissen, dass sie nicht die hoftypischen Schoßschnuffis, sondern riesige irische Wolfshunde liebte – und bedauerte, es gäbe wohl keinen Hund auf der Welt, der groß genug für sie sein könnte. Wir lieben Ryan Gosling noch ein wenig mehr, seit wir wissen, dass er die Hundemarke seines verstorbenen Begleiters George an einer Kette um den Hals trägt. Wir hören »Martha, my dear« von den Beatles anders,

wenn wir dabei daran denken, dass Paul McCartney das Lied nicht für seine Ex-Freundin geschrieben hat, die gerade die Verlobung gelöst hatte, sondern für seinen Bobtail, weil die beiden füreinander geschaffen waren, »that you and me are meant to be«. Und es war uns längst klar, dass die Beziehung von Kylie Jenner und Travis Scott zum Scheitern verurteilt ist, als bekannt wurde, dass er sich die Namen ihrer Hunde nicht merken kann. Norman, Bambi, Rosie, Harlie, Odie, Ernie, Penny und Sophia, es ist wirklich nicht so schwer.

Hunde wedeln auch die berühmtesten Menschen von ihrem Podest und schaffen es, dass wir uns mit ihnen verbunden fühlen, obwohl wir nichts mit ihnen gemeinsam haben. Wir sind keine Präsidenten, aber wir können nachfühlen, dass Abraham Lincoln erst einmal seine Hunde holen ließ, wenn ihm die viele Denkarbeit zu anstrengend wurde, um eine Runde mit ihnen zu balgen – eine Frühform des segensreichen Bürehunds. Sehr wahrscheinlich werden wir nicht wie Marie Antoinette in die Bedrängnis kommen, zum Schafott gehen zu müssen – aber wenn es so käme, würden wir uns dann nicht auch wünschen, dass uns unser Zwergspaniel begleitet?

Im Leben der Prominenten, das so lückenlos aus-

geleuchtet scheint, sind die Hunde, die sie begleiten, in der oberflächlichen Wahrnehmung oft nur niedliche Statisten und Fotorequisiten. Tatsächlich spielen sie für ihre Besitzer meist nicht weniger als eine existenzielle Rolle: als Tröster der ewig Enttäuschten und als unblendbare, einzig ehrliche Gefährten in einer Welt voller Bücklinge.

»Be the person your dog thinks you are«, steht auf einer Karte, die ich einmal geschenkt bekam, aber ich bin sicher, dass mein Hund mich schon genau so sieht, wie ich bin, mit all meinen Dellen und Schwächen, nicht als Superheldin. Und mich trotzdem ohne jeden Zweifel liebt, das ist das Verrückte an Hunden.

Darum stimmt es gerade nicht, was Aldous Huxley behauptet: »Jeder Hund denkt, sein Herrchen ist Napoleon, darum sind Hunde so beliebt.« Napoleons Hunde waren wahrscheinlich die Einzigsten, die ihn nicht für Napoleon hielten – Fortune, der extrem eifersüchtige Mops seiner Gattin Josephine, attackierte ihn gar während der Hochzeitsnacht, als Napoleon gerade mit Ehevollzug befasst war. Der Medien-tycoon William Randolph Hearst sah es genauso und widersprach Huxley darum öffentlich, in seinem Nachruf auf seinen Lieblingsdackel Helen. Hearst hielt sich 75 Dackel gleichzeitig – ein Fall von milliar-

därischem Schrullverhalten, das wir schwer nachvollziehen können. Den Impuls, dem geliebten Hund einen Nachruf zu schreiben, dagegen schon eher (wenn wir nicht, wie Alexander der Große, extra eine Stadt gründen können, um sie nach dem toten Hund zu benennen). Auch wenn wir wahrscheinlich nicht die Möglichkeit haben werden, diese Worte dann, wie Hearst, im Nachrichtenteil des Magazins »Time« zu veröffentlichen. Seine Worte aber kann jeder verstehen, der schon einmal einen Hund liebte und ihn verloren hat.

»Helen starb in meinem Bett, in meinen Armen«, schreibt Hearst. »Ich habe sie auf dem Berg begraben, der sich über dem grünen Rasen erhebt, wo sie früher herumrannte, inmitten von Blumen. Ich brauche kein Denkmal, um mich an sie zu erinnern. Aber ich lege einen Stein auf ihr kleines Grab, mit dieser Inschrift: ›Hier liegt meine liebste Helen – meine treue Freundin.‹«

Über die Hunde, die darin herumspringen, kann man sich in fremde Leben einfühlen, in ihre schönen und ihre schlimmsten Stunden. Sie bringen uns auch Frauen und Männer näher, die dank ihres Wirkens überlebensgroß wirken. Der Blick auf ihre Hunde zeigt: Auch sie sind Menschen.



# MICHEL HOUELLEBECQ

Manchmal wird Michel Houellebecq versehentlich für meinen Vater gehalten. Schuld daran ist ein gerahmtes Bild, das in meiner Küche hängt: Es zeigt den Autor, er trägt kurze Hosen, ein gelbes Hemd, eine rote Weste und hat durchaus Ähnlichkeit mit einem sommerlich angeschwitzten DHL-Mitarbeiter. Er hält einen Hund auf dem Schoß, länglich wie ein Zugluftstopper, den man zur Abdichtung auf das Fensterbrett legt, und drückt dem offenbar von einem schönen Ausflug erschöpften, hechelnden Tier einen Kuss auf die Schläfe.

»Ist das dein Vater?«, haben mich schon



drei Freunde gefragt. Hat man Houellebecqs zerzauste Erscheinung der jüngsten Jahre im Sinn, wäre das ein Affront. Aber auf dem Foto mit seinem Hund sieht er sehr gut aus: Er glänzt vor Glück und schmunzelt, er ist kaum zu erkennen. Der Hund ist Clément, ein Welsh Corgi Pembroke. Seine offizielle hunderassenbestimmungsnormierte Fellfarbenbezeichnung ist rot/weiß – von Goldrot über Fuchsfarben bis Rehbraun reicht die Toleranzspanne dafür, wie bunt ein Corgi sein darf. Clément hat exakt dieselben Farben wie mein Lieblingseis aus Kindertagen – Pop Orange – und könnte, wenn man ihm die Augen nur minimal vergrößern würde, sofort eine eigene koreanische Zeichentrickserie bekommen, in der er unter dem Namen »Clemmy, der Mandarinenfuchs« putzige Kriminalfälle löst, assistiert von zwei verständigen Meerschweinchen.

Ich kann seinen Niedlichkeitsgrad kompetent beurteilen, denn ich habe Clément tatsächlich einmal live gesehen. Allerdings hat er unser Treffen fast vollständig verschlafen. Zwei Stunden lang lag der Vanille-Orangeneis-Hund dabei unter einem Tisch, die stummeligen Pfoten zuckten manchmal im Traum, als zöge ein untalentierter Puppenspieler mit zu ruckartigen Bewegungen an daran befest-

tigten Nylonfäden. Unten schlief also Clément, oben sprach Michel Houellebecq mit der Moderatorin einer Literatursendung, worüber genau, weiß ich nicht mehr, möglicherweise habe ich damals, vor gut 15 Jahren, erst gar nicht zugehört. Ich saß im Publikum und schaute sehr verliebt auf den Hund, der mit dem Autor auf die Bühne gehoppelt und schon nach wenigen Minuten in tiefen Schlaf gefallen war.

Clément war immer dabei. Es gibt noch ein zweites schönes Foto von Herrn und Hund, das ich mal beim Googeln fand, auf dem Clément über Houellebecqs Schulter hängt, halb königliches Hermelin, halb Piratenpapagei, es sieht aus wie ein spontan improvisiertes Autorenporträt, geknipst bei einem Interview. Gekauft hat Houellebecq den Hund im Jahr 2000. Von Anfang an nahm er ihn mit zu Preisverleihungen, sprach über ihn mit Journalisten. Als Autorenkollege Frédéric Beigbeder den Autor für die französische *GQ* interviewte, war seine zweite, bange Frage: »Wie geht es Clément?« Dass der Hund zu der Zeit in einer Tierklinik behandelt wurde, hatte die gesamte französische Literaturszene mitbekommen. Houellebecq konnte ihn beruhigen, es gehe Clément schon besser; er bat die *GQ*-Leser trotzdem, für seinen Hund zu beten.

Nach dem Erscheinen seines Romans »Plattform« (in dem die Freundin des Protagonisten bei einem Terroranschlag stirbt) wurde er von islamistischen Fundamentalisten bedroht und versteckte sich zeitweilig in Irland auf dem Land. Als ihn dort ein Reporter des *Scotsman* besuchte und vorsichtig fragte, wie es so gehe, klagte Houellebecq, Clément sei gerade zwei Jahre alt geworden und komme darum nun allmählich in das Alter, in dem er sexuelle Ambitionen entwickele, und fragte den Journalisten, ob er ihm womöglich einen Kontakt zur königlichen Familie – und zu den Corgis der Queen – herstellen könne. Ein Witz, klar, aber Michel und Elizabeth – wie wunderbar verdrückst und hinreißend bizar्र hätte dieses Treffen zweier großer Corgi-Freunde werden können, anberaumt allein zu Hundekopulationszwecken.

Wenn es um Clément ging, kümmerte sich Houellebecq wenig um die äußereren Umstände. Als »Die Möglichkeit einer Insel« in den Niederlanden veröffentlicht wurde, weigerte er sich, dafür auf Interview-Tingelreise zu gehen, und ließ die Journalisten in die Vogesen reisen, wo er gerade urlaubte. Um dort das sorgfältig terminierte Schwadronier-Schedule nonchalant zu sprengen, indem er ein paar Stunden verschwand, um Kroketten für seinen Hund zu kaufen. Tiervernarre Marotten wie

diese machen mir Houellebecq hochsympathisch. Natürlich habe ich auch deshalb eine besondere Schwäche für Clément, weil bei seiner Ausstattung ähnlich verschwenderisch mit Ohrenmaterial umgegangen wurde wie bei meinem eigenen Hund. Clément sieht tatsächlich aus wie eine selbst gebaute Version von Juri, bei der ein schludriger Heimwerker ein paar Zwischenteile und Verbindungsstücke verschlampft hat, sodass das Ergebnis nun leicht gestaucht und ulkig verkürzt wirkt. Zusammen könnten Clément und Juri ein Hundes Remake von »Twins« drehen, diesem Film, in dem Danny DeVito und Arnold Schwarzenegger Zwillinge spielen – vermutlich wäre diese Produktion noch erfolgreicher als die Mandarinenfuchs-Detektivserie.

Ich liebe Houellebecqs Bücher, auch dafür, dass sie in ihrem zynischen Grant manchmal kaum auszuhalten sind, echte Zumutungen, und zwar noch mehr, seit ich weiß, dass ihr Verfasser eben nicht der universal lebensverachtende Schmuddel-Skandalisator ist, zu dem er so oft und so schlichthirnig geschrumpft wird. Die menschliche Korrumperbarkeit und die marode Welt in all ihren schlammigen Schattierungen sind keine erbaulichen Themen, und Houellebecq kokettiert natürlich auch damit, dass ihn so viele mit dem Erzähler und den Figuren seiner Romane (die

er obendrein gern mal »Michel« nennt) verwechseln. Dauernd muss man sich bei ihrer Lektüre fragen, was Ernst, was Provokation ist. In seiner Rolle als Hundebesitzer aber ist Houellebecq buttrig weich, wie nach einem aggressiven Peeling, das alle krustigen Ironieschichten um ihn herum abgeschrägt hat. Clément und Houellebecqs Liebe zu ihm ist der einzige Kontext, der ihn eindeutig macht. An Houellebecq ist nichts Niedliches, aber als Herrchen wird er tatsächlich auch ein wenig zum Houellebecqchen. Obwohl man die gewohnte misstrauische Musterung natürlich nicht so einfach einstellen kann: Wenn er mit seiner damaligen Frau auf der Webseite von Cléments Züchter posiert – ist das dann wirklich, echt, ernst gemeint? Und wer kommt überhaupt auf die Idee, Houellebecq als Werbe-Testimonial einzusetzen – außer vielleicht die Hersteller von Anti-Gilb oder beuligen Altherrencordhosen?

In einem Interview hat er einmal erklärt, seine Gefühle für Clément entsprächen am ehesten der sentimental Poesie der Romantik, deren Kunst er überhaupt verehre: das Schmachten nach Unendlichkeit, die Sehnsucht nach dem Nichtrelativierbaren, Nichtkleinzuknickernden. Er liebt seinen Hund, weil diese Form der Liebe die einzige, absolute ist, die niemals

enttäuscht werden kann. Houellebecq ist in diesem Sinn also zumindest Teilzeit-Romantiker. Und Gleitzeit-Zyniker – was sehr gut passt, weil »zynisch« dem griechischen Wortstamm nach ja ursprünglich »hündisch« bedeutet.

Tatsächlich wird Houellebecq ganz pastellen, wenn er über Clément spricht. In einem hundezentrischen Interview mit *Le Figaro* teilt er, ganz anders als in seinen üblicherweise mit Stinkbömbchen versetzten Gesprächen, rührende Beobachtungen aus dem gemeinsamen Leben: »Als er jung war, war er ein ziemlich schüchternes Tier. Ich lebte in einem Haus, in dem es viele Türen gab. Manchmal war er stundenlang hinter einer Tür eingesperrt, ohne einen Mucks zu machen. Ein Mensch würde das niemals tun, er würde schreien. Clément konnte stundenlang hinter einer Tür warten. Ich suchte ihn dann irgendwann, schob die verschiedenen Türen auf und fand ihn. Ich finde das sehr bewegend, diese Art zu warten, diese Zuversicht. Der Hund legt sein Leben in deine Hände. Er macht dich völlig verantwortlich für sein Überleben, wie ein Kind. Aber das Kind hat keine Wahl. Der Hund gibt sich freiwillig.«

Einen Hund zu haben, sagt Houellebecq, verändere die Vorstellung vom Leben. »Das wäre fast das

Thema eines Buches: Wie ein Hund die Lebensauf- fassung beeinflusst.« Ein solches Buch hat er noch nicht geschrieben, aber Clément hat Gastauftritte in den meisten seiner Bücher – eindeutig identifizier- bar in seiner ganz persönlichen Corgi-Inkarnation oder vertreten durch abstrakte Artgenossen. Hunden schenkt Houellebecq die zärtlichen Momente, die es in seinen Büchern selten gibt.

In »Elementarteilchen« beschreibt Bruno seine Vorstellung vom Paradies, über die er einen Film drehen möchte: »Der Film spielt auf einer Insel, die aus- schließlich von nackten Frauen und kleinen Hunden bevölkert ist. Im Anschluss an eine Katastrophe sind die Männer sowie fast alle Tierarten von der Erde ver- schwunden. (...) Die Frauen bleiben ewig jung und frisch, die kleinen Hunde ewig lebhaft und fröhlich.« Viel Aufwand legt Houellebecq in die genaue Auf- listung aller Hunderassen, die in diesem Paradies le- ben: »Pudel, Foxterrier, belgische Zwerg-Griffons, ja- panische Chin-Hündchen, König-Karls-Hündchen, Yorkshireterrier, Kraushaar-Malteser, Westies und Harrier Beagles. Der einzige große Hund ist ein bra- ver, sanfter Neufundländer, der eine Art Ratgeber für die anderen darstellt.« Eines Tages ertrinkt eines der kleinen Hündchen fast, weil es sich beim Schwimmen

zu weit hinauswagt, doch seine Herrin merkt es rechtzeitig, zieht es aus dem Meer und erweckt es durch Mund-zu-Mund-Beatmung wieder zum Leben.

In »Die Möglichkeit einer Insel« hat Houellebecq Clément ein Denkmal gesetzt. Letzterer begleitet den Protagonisten dort als »Fox«, der, wie alle Hunde, eine »Liebesmaschine« sei: »Man stellt ihm ein menschliches Wesen vor und gibt ihm den Auftrag, es zu lieben – und dieses Wesen mag noch so plump, pervers, deformiert oder dumm sein, der Hund liebt es.« Genauso habe er es selbst erlebt, als er Clément kennengelernt, sagt Houellebecq: »Er war drei Monate alt und ungefähr zwei Stunden in seiner kleinen Transportkiste, bevor er ausstieg. Ich streichelte ihn, und ich glaube, er verstand sehr schnell, welche Menschen er mögen soll. Und er hat es hinbekommen. Es kam mir wie seine Mission vor: Er hatte die Mission, diese Menschen glücklich zu machen, sie zu lieben. Und er macht es. Es ist erstaunlich, er macht es. Er ist eine Quelle reiner Freude, perfekt.«

Fox tritt gleich am Anfang des Romans auf (»Meine gegenwärtige Inkarnation verschlechtert sich; ich glaube nicht, dass sie noch lange währt. Ich weiß, dass ich bei meiner nächsten Inkarnation meinen Gefährten wiederfinde, den kleinen Hund Fox.«),

und mit ihm schließt das Buch, zumindest fast: Auf der vorletzten Seite sagt Daniel25, der 24. Klon von Daniel: »Ich würde auf jeden Fall mein obskures Leben als verbesserter Affe so gut es ging fortsetzen, und ich bedauerte dabei nur zutiefst, dass ich den Tod von Fox verursacht hatte, dem einzigen Wesen, dem ich je begegnet war, das es verdient hätte zu überleben; denn in seinem Blick lag schon manchmal ein Funke, der die Ankunft der Zukünftigen ankündigte.«

Dazwischen passiert wenig Schönes und einiges Ekliges, die Menschheit ist schwerst lädiert und klont sich lethargisch durch ihre Existenz, ziemlich verzweiflungspornös kommt einem das alles vor. Die Liebe ist als Idee in dieser Welt längst abgewrackt und existiert nur noch in einer Konstellation: der bedingungslosen Zuneigung zu einem Hund, zu Fox eben, die sämtliche Daniel-Neuauflagen durch die Jahrhunderte überdauert, ungebrochen, wie bei dem ersten Zusammentreffen. »Ein kleiner rotbraun gefleckter weißer Hund mit spitzen Ohren, der höchstens drei Monate alt war, kroch auf sie zu – eine richtige Promenadenmischung. Sie bückte sich, nahm das Tier in die Arme und ging zum Auto zurück. So hielt Fox Einzug in unser Leben – und mit ihm die bedingungslose Liebe.«

Auch in »Karte und Gebiet« kommen Hunde vor. Selbstparodistisch scharwenzelnd tritt ein Bologneser Schoßhündchen namens Michel auf, das fast an Herzwürmern zugrunde geht und mit einem anderen Bologneser namens Lizzy Lady verpaart wird. Und es gibt einen kleinen Cameo-Auftritt von Clément. Wie ein Kind, das sein Lieblingsstofftier überallhin mitschleppen muss, hat Houellebecq ihn auch in dieses Buch geschrieben: als Begleitung eines mageren, alten Mannes in ein Café, zu dessen Füßen »ein rötllich weißer dicker Hund, ein kleiner Rattenjäger« lag. Beide tragen nichts weiter zur Handlung bei, als settingbildend halb zu schlummern. Tatsächlich handelt es sich hier sehr sicher um einen Corgi, denn die berufstätigen Exemplare dieser Rasse hatten früher auf den Britischen Inseln die Aufgabe, den Hof frei von Ratten zu halten und den Hühner- und Kaninchenstall vor Marder und Fuchs zu schützen.

Ich freue mich über jeden versteckten Clément, den ich in einem Houellebecq-Buch finde, und komme mir beim Entdecken vor wie die Wissenschaftler, die mit Infrarotlampen ein kleines Selbstporträt von Caravaggio in seinem Bacchus-Gemälde fanden – als seien es versteckte Grüße von einem Hundefanatiker zum anderen. Houellebecqs Zuneigung zu seinem

auf Fotos irgendwie immer zu grinsen scheinenden Stummel-Clément macht die Autorenkunstfigur für mich zu einem kompletteren, komplexeren Menschen. Zu einem, den man bei aller Ehrfurcht vielleicht nicht anfassen, aber zumindest ansprechen könnte.

Nach einer Lesung in der Stuttgarter Liederhalle – er las aus »Plattform«, dem Buch, in dem Islamisten einen Anschlag auf eine Sex-Hotelanlage verüben, es kommt kein Hund zu Schaden, weil untypischerweise im ganzen Buch keiner auftritt – stellte ich mich also in die Reihe der Signiertouristen, obwohl ich große Bedenken hatte, dass Houellebecq wahrscheinlich Leser herzlich verachtet, die sich dem verehrten Autor in einer Schlange (die mich immer an die katholische Hostien-Ausgabe erinnert) und in ehrfürchtiger Shrimp-Haltung nähern, um sich einen Krakelkringel in ihr Buch malen zu lassen.

Also bat ich ihn, als ich an der Reihe war, nicht um seinen Namensschriftzug, sondern fragte ihn – vorsichtshalber auf Englisch und nicht in meinem inzwischen zum bödefeldisierten Fantasie-Genäsel verfremdeten Schulfranzösisch –, ob er mir vielleicht einen Hund zeichnen könne.

Er saß da, leicht ramponiert, durchaus Furcht einflößend, in einem bestürzend weit aufgeknöpften,

silber-metallisch schimmernden Hemd, rauchte – die Zigarette klauenhaft zwischen Mittel- und Ringfinger geklemmt, wie es seine Art ist – und schaute mich an. »So you are obsessed with dogs?«, fragte er mit dick aufgestrichenem französischen Akzent, der das »dogs« wie »doogs-eh« klingen ließ. Ich nickte stumm und schüchtern. Houellebecq lächelte. »It's good«, sagte er und erklärte, dass er mir ein Porträt seines eigenen Hundes zeichnen würde. »Clément«, sagte ich, ein bisschen zu streberhaft; und umqualmt von seiner Zigarette, der kleinsten portablen Nebelmaschine der Welt, malte mir der Starautor sehr konzentriert einen winzigen, ebenfalls rauchenden Hund. Der geriet extrem minimalistisch und sah eher wie ein Nürnberger Bratwürstchen mit Streichholzbeinen aus, das Feuer spuckte, sein Kopf war kaum hundeähnlich, eher schweinös. Ich hätte fast geweint vor Rührung. Anschließend verschrieb sich Houellebecq, als ich ihn dann doch noch um eine Widmung bat, bei meinem Namen, aber das war nebensächlich.

In den folgenden Jahren freute ich mich immer sehr, wenn irgendwo ein Foto von ihm und seinem Hund auftauchte. Dass er sich ausgerechnet einen Corgi ausgesucht hat, schien mir nach anfänglicher Verwunderung inzwischen sehr plausibel: Der Corgi

ist ein niederläufiger Hund, dessen Beine im Vergleich zu Kopf und Körper grob gesagt wie unsachgemäß abgesägt erscheinen. Seine Proportionen sind völlig aus dem Ruder gelaufen, er ist eigentlich ein Hündchen, das den Kopf eines viel größeren Tieres trägt, als könne er sich nicht recht entscheiden, wie er wahrgenommen werden wolle: niedlich oder Furcht einflößend. Spontan hatte ich früher immer gedacht: Wenn Michel Houellebecq ein Hund wäre, wäre er wahrscheinlich ein leicht räudiger Terrier, sprödfellig, ein klassischer Wadenbeißer. Aber vielleicht ist er tatsächlich doch einfach ein kleiner Hund mit zu großem Kopf.

Ich fantasierte mich, wenn ich ein Foto von den beiden sah, gern für eine gemeinsame Gassirunde in ihren Alltag. Und fand es lustig, mir vorzustellen, dass auch Houellebecq ein Sortiment eigenwilliger Ausführbekanntschaften hat, so wie ich. Gassi-Gossiper, mit denen er über die Nachbarschaft tratschen muss, während der Hund presst. Aber Houellebecqs Hundefreunde waren doch anders sortiert als meine, musste ich feststellen, eher vom Kaliber eines François Nourissier. Den Autorenkollegen und langjährigen Präsidenten der Jury der Académie Goncourt, die den gleichnamigen, renommierten franzö-

sischen Literaturpreis vergibt, besuchte Houellebecq regelmäßig zu Hause, las ich in *Le Monde*: Während Clément in Nourissiers Garten spielte, verlusterzte sich Houellebecq demnach in dessen Weinkeller, mitunter soll er danach so derangiert gewesen sein, dass Herr und Hund anschließend auf der Jurypräsidenten-Couch übernachteten mussten. Das schrieb *Le Monde* natürlich nicht einfach so, sondern um eine fiese Andeutung zu machen. Nourissier selbst, inzwischen verstorben, war nämlich seinerseits ein großer Hundenarr. Er veröffentlichte das Buch »Dogs in the Louvre«, in dem er Gemälde mit Hunden auflistete, etwa Rubens' »Krönung der Maria Medici«, mit zwei bräsigen Laufhunden vorne rechts. Und »Lettre à mon chien«, eine Liebeserklärung an seinen Dackel Polka, der für ihn intimer Vertrauter und sogar Psychoanalytiker gewesen sei. Knapp ein Jahr nach der Veröffentlichung dieses Buches starb Polka eines Dezemberabends in Nourissiers Armen. Man kann sich gut vorstellen, wie Cléments Besuche ihn in seiner Trauer aufheiterten. Nourissier fasste Houellebecqs Visiten so zusammen: »Ich plaudere, er trinkt, der Hund rennt.« *Le Monde* sah die Zusammentreffen weniger harmlos: Die Zeitung deutete an, Houellebecq habe diese Besuche aus Kalkül unternommen,

um Nourissiers Fürsprache bei der Académie Goncourt zu gewinnen. 2010 erhielt Michel Houellebecq den Preis tatsächlich.

Beim Schreiben, sagt er, schaue er mit hundeähnlichem Blick auf die Welt. Ungefähr so nämlich, wie die angebundenen Hunde vor dem Supermarkt auf die Passanten schauen. »Es ist schwer, aber es lohnt sich, sich darauf zu trainieren, durch ihre Augen zu sehen«, so der Autor. »Ich versuche zu spüren, was sie fühlen, wenn sie Menschen sehen, die sich bewegen. Es gibt viele Dinge, die Tiere nicht verstehen können. Um zu schreiben, muss man sich in diesen Zustand des Halbverständnisses versetzen. Es ist ein poetischer Geisteszustand, in dem wir Dinge auf seltsame Weise sehen. Im besten Fall fühle ich mich so, weit weg von der Menschheit.«

2011 starb Clément. Ich erfuhr es erst später, als ich zur Erbauung wieder einmal nach Bildern von Herrn und Hund googelte, und einen Bericht von seiner Beisetzung fand, den der spanisch-französische Autor Fernando Arrabal auf seinem Blog veröffentlicht hatte. »Der Hund ist so etwas wie ein endgültiges Kind«, hatte Houellebecq in »Karte und Gebiet« geschrieben, »ein Kind, das man überleben wird. Wenn man bereit ist, einen Hund zu lieben, muss man auch

dazu bereit sein, ein Wesen zu lieben, das einem unweigerlich eines Tages entrissen wird.« Im Roman entgeht er diesem Kummer, indem er sich selbst samt Hund umbringen lässt, splatterverliebt zerschreddern gar, sodass Protagonist Jed bei diesem Anblick an ein Werk von Jackson Pollock denken muss. Die Romanfigur Houellebecq besitzt allerdings keinen Corgi, sondern einen »großen, schwarzen Hund« – sollte das tatsächlich eine Anspielung auf Winston Churchills angebliches Depressionsmetapherntier sein?

Der echte Clément starb in Houellebecqs zeitweiligem Halbexil in Irland. Sein Mensch betrieb beträchtlichen Aufwand, um den Behörden die Sondergenehmigung für den Rücktransport des toten Hundes nach Frankreich abzutrotzen. Angeblich soll der damalige französische Landwirtschaftsminister Bruno Le Maire persönlich die Erlaubnis erteilt haben, womöglich halfen auch Houellebecqs Kontakte aus seinem früheren Leben, als er noch keine Bücher schrieb, sondern als IT-Mitarbeiter im Landwirtschaftsministerium Computer wartete.

»Clément Tod hat Sie in tiefe Traurigkeit gestürzt«, stellte Paris Match beim offiziellen Trauerinterview fest. »Er hat meinem Optimismus sehr geschadet, der schon vorher nicht auf einem Spitzenwert war«, sagte